

MONIKA
MARON

Zwei Brüder

Gedanken zur Einheit 1989 - 2009

Mit Fotos von Jonas Maron S. FISCHER

Monika Maron

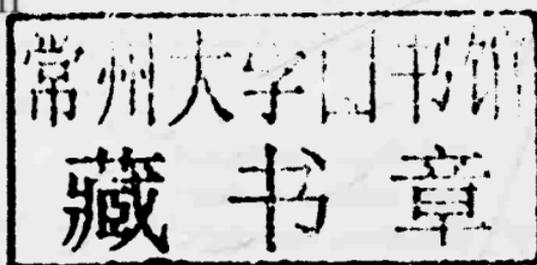
Zwei Brüder

Gedanken zur Einheit

1989–2009

Mit Fotografien von

Jonas Maron



S. Fischer

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-048834-3

Die in diesem Band enthaltenen Fotografien
von Jonas Maron sind zwischen November 1989
und Frühjahr 1990 entstanden.

Inhalt

Ich war ein antifaschistisches Kind	7
Warum bin ich selbst gegangen?	33
Das neue Elend der Intellektuellen	43
Letzter Zugriff auf die Frau	59
Fettaugen auf der Brühe	71
Zonophobie	79
Vier Archetypen	93
Mein Postamt	111
Zwei Brüder	117
Vortrag in Japan	129
Im Osten nichts als 'Opfer?	143
Penkun hinter der Mauer	155
Lebensentwürfe, Zeitenbrüche	169
Rede zum Hölderlin-Preis	187
Rede zum Nationalpreis	199
Nachweise	207



Monika Maron

Zwei Brüder

Gedanken zur Einheit
1989–2009

Mit Fotografien von
Jonas Maron

S. Fischer

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-048834-3

Die in diesem Band enthaltenen Fotografien
von Jonas Maron sind zwischen November 1989
und Frühjahr 1990 entstanden.

Inhalt

Ich war ein antifaschistisches Kind	7
Warum bin ich selbst gegangen?	33
Das neue Elend der Intellektuellen	43
Letzter Zugriff auf die Frau	59
Fettaugen auf der Brühe	71
Zonophobie	79
Vier Archetypen	93
Mein Postamt	111
Zwei Brüder	117
Vortrag in Japan	129
Im Osten nichts als 'Opfer?	143
Penkun hinter der Mauer	155
Lebensentwürfe, Zeitenbrüche	169
Rede zum Hölderlin-Preis	187
Rede zum Nationalpreis	199
Nachweise	207

Ich war ein antifaschistisches Kind

Ich war das Kind von Kommunisten. Ich habe gelernt, dass die Welt sich nicht in Nationen teilt, sondern in Klassen, und dass das Vaterland aller Proletarier die Sowjetunion ist: Das glaubte ich, solange ich ein Kind war. Und auch, als ich aufgehört hatte zu glauben, waren es nicht die Kämpfe der Nationen, war es nicht das Verhängnis der deutschen Nation, die meine jugendliche Suche zwischen Recht und Unrecht, Macht und Ohnmacht leiteten. Ich wuchs auf in einer Welt der Ideologien, nicht der Nationen, Deutschland ist mir erst allmählich als Problem angetragen worden. Noch vor einigen Jahren hätte ich nicht geglaubt, dass es mir je zum Thema werden könnte. Und auch heute weiß ich nicht, ob ich wirklich von Deutschland spreche, wenn ich von Deutschland spreche.

Vor sechs Jahren besuchte ich das Haus, in dem ich geboren wurde. Es steht in Berlin-Neukölln, im heutigen West-Berlin also. Ich hatte meine alte Straße über dreißig Jahre nicht gesehen, und es war, wie es immer ist, wenn ein Erwachsener die Welt seiner Kindheit besichtigt. Das Unheimliche unserer Erinnerung schrumpft zur Heimlichkeit des Wiedersehens. Ein

Hauch von Selbstmitleid umweht uns: Wie klein müssen wir gewesen sein, dass uns diese Straße so breit, jenes Haus so hoch und dieser kurze Weg so weit erscheinen konnte. Und die Frage, ob das Kind, das sich in uns erinnert, wirklich der gleiche Mensch war, und ein Gefühl, als wäre unser Ich ein Wir.

Zwei Namen im Stillen Portier kannte ich noch. Es waren zwei der wenigen deutschen Namen, die zwischen den türkischen und slawischen noch zu finden waren, und ich dachte, dass die Geschichte des Hauses sich fortsetzte, wie sie begonnen hatte, denn die ersten Mieter dieses Hauses im Jahre 1907 waren Polen. Sie hießen Josefa und Pawel Iglarz und waren meine Großeltern.

Josefa entstammte einer strenggläubigen katholischen Familie aus einem Ort in der Nähe von Lodz. Pawel kam aus einer orthodoxen jüdischen Familie in Galizien. Beide lösten sich aus der religiösen Enge ihrer Elternhäuser und traten in die Baptistengemeinde ein, wo sie sich auch kennenlernten. Beide wurden von ihren Elternhäusern verstoßen.

Fast achtzig Jahre später bewog die Erinnerung an diese familiäre Erfahrung meine Mutter, jüngstes Kind von Josefa und Pawel, sich mit mir zu versöhnen, nachdem sie für längere Zeit ihre Beziehung zu mir abgebrochen hatte, weil ich ein Buch in der falschen Stadt hatte verlegen lassen. Sie habe nachts wach gele-

gen, erzählte sie, und plötzlich sei ihr klar gewesen, dass sie nichts anderes tue, als ihre Großeltern getan hatten, die den eigenen Kindern das Haus verschlossen, weil sie den falschen Glauben hatten.

Meine Großeltern zogen nach Berlin. Ihren vier Kindern gaben sie deutsche Namen: Bruno, Paul, Marta, Helene, genannt Hella. Um für die ganze Familie auch die deutsche Staatsbürgerschaft zu kaufen, was möglich gewesen wäre, verdiente Pawel, Schneider bei Peek und Cloppenburg, zu wenig Geld.

Josefa, die zeit ihres Lebens nicht mehr schreiben konnte als den eigenen Namen, erzog die Kinder in großer Frömmigkeit. Pawel wurde Kommunist.

Später zog in das Neuköllner Haus die Familie F., mit der Pawel und Josefa sich befreundeten. An den Sonntagen trafen sich die Männer und sprachen über Politik. Als Hannchen, die Tochter der F.s, sich mit dem Tischler Gustav verlobte, kam er als Dritter in die sonntägliche Runde. Es war die Zeit der Inflation und der Weltwirtschaftskrise. Von den drei Männern der Familie Iglarz – auch Pawels Söhne waren inzwischen Schneider – fand oft nur einer Arbeit, manchmal auch keiner. Trotzdem sind die Erinnerungen meiner Mutter weniger von der Armut dieser Jahre geprägt als von einem kämpferischen Überlebensmut und einer selbstverständlichen Solidarität, wofür sie selbst das Wort Klassenkampf benutzt.

Als Hannchen und Gustav heirateten und ihre Tochter Christa geboren wurde, übernahmen sie die Wohnung in dem Neuköllner Hinterhaus. Hannchens Eltern hatten sich ein kleines Häuschen im Grünen gebaut. Trotzdem traf man sich noch lange an den Sonntagen, bis Gustav eines Tages seinem kommunistischen Schwiegervater und dem Juden Pawel Iglarz erklärte, diesmal wisse er aber, wie er sich zu entscheiden habe. Als Pawel an diesem Tag nach Hause kam, sagte er zu seiner Familie, dass sich nun auch die Sonntage ändern würden. Und bald darauf kam Gustav, bis eben noch selbst Kommunist, mit einem anderen Parteibuch nach Hause und in einer nagelneuen Uniform. Gustav war Nazi geworden.

Als ich mein altes Haus besuchte, fand ich Hannchens und Gustavs Namen im Stillen Portier. Ich klingelte in der dritten Etage. Eine etwa sechzigjährige Frau öffnete mir, Hannchens Tochter Christa. Ich nannte ihr meinen Namen, ich sei Monika Maron, sagte ich, und sie schrie nach hinten über den Korridor: Mutti, rat mal, wer gekommen ist, Monika Iglarz ist da. Als Monika Iglarz wurde ich geboren, die uneheliche Tochter der Helene Iglarz, der die Rassengesetze verboten, einen Arier zu heiraten.

Wir saßen an dem großen Tisch im Wohnzimmer, tranken Kirschlikör und sprachen über die Zeiten, in denen wir alle noch in dem Haus gewohnt hatten.

Gustav war einige Jahre zuvor gestorben. Ob ich mich an ihn erinnere, fragten sie, und ob ich noch wisse, wie oft ich bei ihnen gewesen wäre, da nebenan in der Küche. Ich wusste es noch. Dann, unvermittelt, sagte Christa, dass sie es ja gesehen hätten.

Ich verstand nicht, wovon sie sprach, und fragte, was sie gesehen hätten.

Und sie sagte: Na das. Wir haben gesehen, wie sie deinen Großvater weggebracht haben.

Ich weiß nicht, ob sie glaubten, dass ich gekommen war, um sie danach zu fragen. Ich hätte sie nicht gefragt.

Christa erzählte, sie hätten gerade zufällig die Tischdecke ausgeschüttelt. Nicht Mutti, wir haben doch gerade die Tischdecke ausgeschüttelt? Und zu mir: Nicht, dass du denkst, wir hätten aus Neugier hinter der Gardine gestanden. Es war wirklich Zufall.

Der Tag, über den sie sprach, lag 45 Jahre zurück.

Ich hätte es nicht schlimm gefunden, wenn sie einfach hinter der Gardine gestanden und zugesehen hätten, wie sie Pawel wegbrachten. Selbst Josefa und die Kinder hatten ja nichts anderes tun können als zusehen.

Alle polnischen Juden wurden in diesem November 1938 des Landes verwiesen. Man transportierte sie an die deutsch-polnische Grenze, wo sie neun Monate in Eisenbahnwaggons und ähnlichen Notunterkünft-

ten zubrachten, weil die polnische Regierung den polnischen Juden die Einreise in ihr Land verweigerte.

Im Juli 1939 kam Pawel noch einmal für zwei Wochen in das Neuköllner Haus. Um seine Angelegenheiten zu klären, hieß es. Josefa hatte zu wählen, ob sie ihren Mann begleiten oder sich von ihm scheiden lassen wollte. Sie ging mit ihm. Die Schwestern Marta und Hella blieben in der elterlichen Wohnung. Der älteste Bruder Bruno war zwei Jahre zuvor gestorben. Paul lebte mit seiner Frau einige Minuten Fußweg entfernt. Er war Schneider bei Herpig, einem berühmten Atelier in der Leipziger Straße, wo, wie meine Mutter erzählte, selbst Göring arbeiten ließ. Und einmal musste Paul sogar für Herpig nach Karinhall fahren. Als der Krieg ausbrach, wurde Paul für kurze Zeit interniert und danach in einem Berliner Rüstungsbetrieb zwangsverpflichtet.

Meine Großeltern gingen zurück in Josefas altes Dorf, wo fast alle Leute Przybilski hießen wie auch Josefa vor ihrer Hochzeit. Dort durften sie noch kurze Zeit miteinander leben, ehe ein Pole Pawel denunzierte und Deutsche ihn in ein Ghetto bei Lodz sperren. Deutsche waren es auch, die ihn und andere Juden aus dem Ghetto in einen Wald brachten, ihn zwangen, sein eigenes Grab zu graben, und ihn erschossen. So jedenfalls erzählte es uns eine nichtjüdische polnische

Verwandte, die meinem Großvater, solange er lebte, heimlich Lebensmittel ins Ghetto gebracht hatte.

Gustav brachte seine Mitgliedschaft bei der SA wenig Nutzen. Er wurde als einer der Ersten eingezogen. Hannchen erinnerte sich genau, wie er eines Tages aus der Kneipe kam und sagte: Es gibt bald Krieg. Krieg hat Gustav nicht gewollt, Krieg hat doch keiner gewollt, sagte Hannchen.

Die Frauen blieben in dem Haus zurück. Wann und wie sie die Sprachlosigkeit zwischen den beiden Familien beendeten, wussten sie nicht mehr.

Sicher im Luftschutzkeller, sagten Hannchen und Christa, vermutete auch meine Mutter.

Gustav wurde wegen seines Alters und eines steifen Fingers an der rechten Hand bald wieder ausgemustert und zum Luftschutzwart unseres Hauses ernannt. Er hätte unter anderem dafür zu sorgen gehabt, dass Hella, Marta und ich diesen Keller nicht benutzten, wie es die Rassengesetze vorschrieben. Aber das hat er nicht gemacht, sagte Hannchen. Er könne nicht zulassen, dass zwei Frauen mit einem Säugling ausgesperrt würden, habe er gesagt und uns auf seine Verantwortung in den Keller gelassen.

Hannchen war froh, mir diese Geschichte über ihren Mann erzählen zu können. Auch ich war froh, dass es die Geschichte über Gustav gab. Ich wollte nicht, dass Hannchen sich vor mir schämte.